



Das  
„Berliner Tageblatt“  
erscheint täglich des Morgens, mit Ausnahme Montags,  
und ist durch die Expedition Jerusalemerstr. 48, Filiale  
Friedrichstr. 66, Filiale Königsplatz:  
Königsstr. 50, Filiale Leutenichstr. 35,  
sowie durch alle Zeitungs-Expeditoren und Post-Anstalten  
des Reiches zu beziehen.  
Redaktion: Jerusalemerstr. 48.

Der Abonnements-Preis  
beträgt inclusive Donnerstags-Beilage „Mitt-  
wochens-Beilage“ vierteljährlich 5 Mk. 25 Pf. incl.  
Botenlohn, monatlich 1 Mk. 75 Pf., durch die Post be-  
zogen 5 Mk. 25 Pf. pr. Quartal.  
Inserate, pr. Zeile 50 Pf. („Berliner Stadt-Anzeiger“  
30 Pf.), neben Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstr.  
Friedrichstr. 66, Filiale Königsplatz: Königsstr. 50,  
Filiale Leutenichstr. 35, angenommen.

# Berliner Tageblatt.

Nr. 178. Berlin, Freitag, den 2. August 1878. Hauptblatt.

Abonnements **3 Mk. 50 Pf.**  
auf das „Berliner Tageblatt“ nicht „Mitt- und“  
„Berliner Sonntagsblatt“ zum Preise von  
für August und September a. c.

nehmen alle Reichspostanstalten, in Berlin außerdem sämtliche  
Zeitungs-Expeditoren und die unterzeichnete Expedition entgegen.  
Expedition des „Berliner Tageblatt“,  
Berlin SW., Jerusalemerstr. 48.

## Die Riffinger Konferenzen.

Der auffällige Besuch des bairischen Minister-Präsidenten  
v. Pfretschner beim Reichskanzler in Riffingen scheint die Verhand-  
lungen mit Rom in das rechte Geleise gebracht zu haben. Zwar  
haben die Offizien erklärt, Herr v. Pfretschner habe nur den Auf-  
trag gehabt, dem Fürsten Bismarck die anerkennende Bewill-  
kündigung des Königs von Bayern für den erfreulichen Abschluss  
des Friedensvertrages zu überbringen, allein wenn dies auch richtig  
sein mag, so hindert doch nichts, anzunehmen, daß der bairische  
Minister bei derselben Gelegenheit auch Namens des Königs in  
München das Wort geführt hat, denn andernfalls bliebe es nicht  
gut erklärbar, wie dieser Herr sich ermutigt fühlen konnte, direkt  
dem Fürsten Bismarck anzutreten.

Es muß notwendig im Voraus sicher gewesen sein, daß der  
deutsche Reichskanzler ihn auch würdig empfangen werde, und diese  
Gewißheit kann er nach Lage der Umstände nur durch Herrn von  
Pfretschner erlangt haben. Zu vermindern ist ja dabei auch eigen-  
lich nichts, denn wenn auch die bairische Regierung auch, wolle  
oder nicht, den deutschen Gesetzen gegen die Liebesbriefe der  
römischen Kirchennachkommen zugestimmt hat, so ist doch kein Geheimnis,  
daß sie während der ganzen Konfliktzeit immer ein lebliches Ein-  
vernehmen mit Rom beibehalten hat und jedenfalls ein besseres, als  
alle übrigen deutschen Regierungen, wie schon daraus hervorgeht,  
daß der Papst bis auf diese Stunde auf seinem Münchener Posten  
fest verbleiben konnte. So hat sich denn gerade diese Regierung  
als die natürlichste Vermittelungsinstanz von selber dar, und es ist  
keine Frage, daß ihr Zutritt gerade jetzt dem Fürsten Bismarck  
heil gelegen bekommen.

Sowie ich ja gewiß, daß wir alle es herzlich zufrieden sein  
würden, wenn dem staatskirchlichen Konflikt ein Ende gemacht werden  
könnte, ohne daß dabei der Staat von seinen naturgemäßen Rechten  
und vor Allen von seiner politischen Selbstständigkeit etwas aufzu-  
opfern genöthigt wäre. Es ist aber schon früher von uns hervorge-  
hoben worden und muß hier wiederholt werden, daß die Kurie, wie  
aus dem Briefe des Papstes an den Kaiser untehrbar hervorgeht,  
gar nicht daran denkt, unsere preussischen Kirchengesetze anzuerkennen  
und alle ihre Konkordaten auf sich zu nehmen. Trist ist also  
demnach in Unterhandlungen ein, so können diese nur den Zweck  
haben, von den Bestimmungen unserer Gesetzgebung eine mit der  
andere, und zwar die einschneidendsten, abzuhandeln, und es liegt

auf der Hand, daß bei einem solchen Handel nur der Staat zu ver-  
lieren hat, denn sein Recht und seine Machtbefugnis prägt sich ja  
eben in der Gesamtheit jener Bestimmungen aus, so daß er keine  
aufopfern kann, ohne sich selbst zu schwächen und zu schädigen.

Wenn gleichwohl Fürst Bismarck jetzt auf die Verhandlungen  
eingeht, so muß er andere Gründe haben, und diese liegen unferes  
Erachtens, wie wir schon angedeutet, in dem Wunsche, seine Macht-  
stellung im Reichstage zu stärken. Mögen sich auch die konservativen  
Organe über den Ausfall der Wahlen getäuht haben, seinem scharfen  
Voranschritt konnte es sicherlich nicht verborgen bleiben, daß trotz aller  
konservativen Siegesverheißungen das Volk im Großen und Ganzen  
treu zu seinen altbewährten liberalen Vertretern halten werde. In  
dieser bestimmten Voraussicht hat er das Ergebnis des Wahls  
gar nicht erst abgewartet, sondern bei Zeiten die Rückenbedeckung  
gesucht, die ihm die konservativen umsonst verschaffen, und sie natürlich  
da gesucht, wo sie allein zu finden war, beim Centrum. Und der  
Weg dahin, das wußte er wohl, ging einzig über Rom.

Um das Centrum dahin zu bringen, daß es sich in seine politi-  
schen Befähigungen fündet, muß man sich in irgend einer Weise mit  
der Kurie abfinden. Diese Abfindung wird auf Seiten des Staates  
in Konkordaten bestehen, die weit genug gehen, um den Herrschafts-  
ansprüchen Roms seinen Sein des Ansehens in den Weg zu legen,  
mit einem Wort, der Staat muß auf die volle Anwendung seiner  
Gesetzgebung Verzicht leisten, er muß nachgeben, wenn Rom nach-  
geben soll. Wie weit im Einzelnen diese gegenseitige Nachgiebigkeit  
gehen wird, bleibt vorläufig dem Gange der Verhandlungen vorbehalten  
halten und kann hier nicht in Betracht kommen. Sowie steht fest,  
daß das Prinzip seiner Selbstständigkeit der Kirche gegenüber, wie der  
Staat es sich durch seine Gesetzgebung genährt hat, praktisch nicht  
aufrecht erhalten werden kann, wenn ein Ausgleich zu Stande kom-  
men soll, und dies ist der Punkt, der für uns entscheidend ist.

Zunächst drängt sich doch die Frage auf, ob das deutsche Volk  
es ebenso nötig hat, wie Fürst Bismarck, gerade jetzt mit Rom  
Frieden zu schließen, wie diese Frage, meinen wir, kann man getrozt  
verneinen. Je länger der Zwiespalt sich hinzog, je herber die römische  
Hierarchie die bösen Folgen ihrer Hartnäckigkeit zu fühlen anfing,  
um so gewisser würde sie endlich von selbst zu dem Entschlusse ge-  
kommen sein, die Rechte des Staates anzuerkennen und sich seiner  
Gesetzgebung zu unterwerfen. Nichts ist geschehen, was uns den  
Nationalen besonders nahe legen müßte, der römischen Umarmung unfer  
staatskirchliches Recht auch nur theilweise, auch nur im allerunscheinbarsten  
Punkte preiszugeben. Im Gegentheil wird immer klarer, daß die  
Verlegenheiten des Brixenstadiums von Jahr zu Jahr im Wachsen sind  
und vielleicht in nicht ferner Zeit mit Nothwendigkeit zu einem  
Umschwunge der Dinge gebrängt haben würden. Erst flohen sich durch  
den Tod des Bischofs Beckmann von Osnaabrück die Zahl der unferen  
Bischofsstühle in Preußen wiederum gesunken. Köln, Posen,  
Dresden, Münster, Paderborn, Trier, Fulda, Limburg und Osnabrück  
sind verwaist, nur in Aachen, Frankfurt und Bielefeld sind  
noch Bischöfe. Staut nun wirklich, daß dieser Zustand den

römischen Oberen auf die Dauer erträglich wäre? Und geht nicht  
aus ihrer Forderung, vor Allen die erledigten Bischofsstühle und Prä-  
benden wiederbesetzen zu dürfen, unzweifelhaft hervor, wie sehr sie die  
Schädigung empfinden, die ihnen bereits widerfahren ist?

Wir könnten also die Sache sehr wohl noch eine geraume Weile  
mit ansehen, denn zu verlieren haben wir dabei nichts, wohl aber  
wesentliche Vortheile zu gewinnen. Gerade umgekehrt aber steht's,  
wenn wir gegenwärtig ohne zwingende Veranlassung der Kurie ent-  
gegenkommen. Da können wir nichts gewinnen, sondern nur ver-  
lieren. Da es indeffen dem Fürsten Bismarck eben jetzt beliebt, sich  
mit dem Nuntius auseinanderzusetzen, so bleibt uns nichts übrig,  
als mit dieser Thatsache zu rechnen. Die nächste Wirkung des Ein-  
vernehmens, wenn es zu Stande kommt, kann nur die sein, daß die  
Konservativen, die jetzt noch Mitglieder des Centrums sind, künftig in  
allen Fragen von Belang mit den übrigen Konservativen des Hauses  
stimmen. Es fragt sich, ob es der Regierung auf diese Weise mög-  
lich werden wird, sich eine feste und unumwandelbare Majorität auch  
in denjenigen Fragen zu sichern, in denen die Liberalen nicht mit  
ihm gehen können. Die Gründe, warum wir dies beweisen, haben  
wir erst kürzlich dargelegt und wollen hier nicht darauf zurückkommen.  
klar aber ist, daß, wenn die Erwartung der Regierung schief schlägt,  
der Ausgleich mit Rom besser vertagt geblieben wäre, bis zu einer  
Zeit, da der Staat ihn mit mehr Erfolg für sich hätte ins Werk  
setzen können.

Bis jetzt sind übrigens, so viel man weiß, die Verhandlungen  
noch nicht zum Abschlusse gekommen, und unmöglich wäre es nicht,  
daß sie sich im letzten Augenblicke noch zerstückeln. Man merkt  
nämlich schon aus dem Gange, Donnerstag früh, erfolgte  
der Tod des Kardinals und Staatssekretärs Franzini, und es ist  
gerade der einzige Mann in der Umgebung des Papstes gewesen,  
der alles Widerprüch ungeachtet stets von Neuem auf die Be-  
legung des Konflikts mit Deutschland gedrungen und es denn auch  
schließlich durchgesetzt hat, daß der Münchener Nuntius Masella mit  
den nöthigen Vollmachten versehen wurde. Sein Tod in diesem  
Augenblicke kann daher leicht eine Wendung in der Stimmung der  
Kurie herbeiführen. Sind die Zugeständnisse des Reichskanzlers  
nicht ganz nach Wunsch des Papstes, so kann, da ihm der Haupt-  
spracher für einen Ausgleich nicht mehr zur Seite steht, leicht die  
Gegenströmung unter den Karbinälen das Liebesgebet erlangen und  
die Verhandlung scheitern lassen. Und läme es so — wir haben  
oben auseinandergelegt, warum wir keine Ursache haben würden,  
einen solchen Ausgang zu betauern.

## Politische Tages-Neberst.

Berlin, 2. August.

\* Wir geben an anderer Stelle aus denjenigen preussischen Provinzen  
und deutschen Staaten, aus welchen die Wahlergebnisse nahezu  
vollständig vorliegen, das Ergebnis der Wahlen an. Am weitesten zurück  
mit der Zukunftsbestimmung derselben sind insbesondere die  
preussischen Provinzen, und unter ihnen namentlich Brandenburg.  
Die liberalen Parteien in ihrer Gesamtheit sind nicht so schwer

## Platt Land.

(16. Fort.) Roman in vier Büchern von Friedrich Spielhagen. \*)

Fünftes Kapitel.  
Als Gerbard auf dem Hofe anlangte, wurde eben die Mittags-  
glode für die Leute gesungen; die Herrschaft speiste — gegen die  
Seite des Landes und nicht zum Vortheil für die Wirtschaft —  
erst mehrere Stunden später. Herr Jempin war um diese Zeit fast  
immer in seinen Gemüthsstunden oder bei seinen Blumenbeeten; auch  
heute, wie Gerbard auf seine Anfrage erfuhr. So begab er sich  
denn dorthin auf einem kleinen Limwege. Er hatte, während er sich  
umgob, von seinem Fenster aus in der großen Laube auf der anderen  
Seite des Natelplatzes die übrige Gesellschaft verlammt gesehen,  
umweilhaft in eifriger Debatte über das bereits seit einer Woche  
hängende und, wie es schien, unerschöpfliche Thema des großen Wad-  
festes. Sobald er sich blicken ließ, wußte er, würde man ihn feil-  
zählen und verfluchen; und es lag ihm daran, sich mit Herrn Jempin  
so bald als möglich über die steinerner Angelegenheit auszusprechen.  
Das Barometer, welches auf dem Hausflur hing, war abermals ge-  
fallen, und — war es die Hitze, waren es die Erlebnisse des Mor-  
gens? — er fühlte eine dumpfe Schwere in Kopf und Herz, als ob

der Druck der Atmosphäre auch auf ihm lastete, als ob die Sonne  
auch für ihn die längste Zeit geschienen, als ob auch für ihn eine  
Katastrophe sich vorbereite.

Die Gemüthsstunden waren auf einem Terrain errichtet, welches  
erst Herr Jempin zu dem Garten hinzugezogen und zu dem man auf  
dem firsicheln Wege über einen kleinen Nebenhof gelangte, der  
von den Ställen für die fremden Pferde und einigen kleineren  
Wirtschaftsgebäuden eingeschlossen war. Hier pflegte an Tagen, wo  
großer Besuch auf Rangow war — und dergleichen Tage gab es  
vieler in der Woche — eine förmliche Wagenburg aufgezahren zu sein,  
in welcher manchmal alle Fuhrwerke — vom Leierwagen bis zur lei-  
genen Genußpö — betreten waren. Heute fand Gerbard nur drei  
oder vier und wieder nicht das zerliche Rothdackelchen, dessen  
Formy sie selbst liebt, während der kleine Groom hinter ihr auf  
seinem unferen Sitz hin — und hergeschleudert wurde. Dafür  
prangte groß und breit eine offene Kutsche von ein wenig alterthüm-  
licher, schwerfälliger Bauart, mit einem mächtigen Wappenstein, in roth,  
blau und silber, das die Baronentrone auf dem goldenen Schilke.  
Die Kutsche war unweilhaft zum ersten Male hier, so lange er in  
Rangow weilte; sollte sie den Majoratsheeren aus Bassfeld gebracht  
haben? Es war wenigstens der einzige Baron, dessen er hatte er-  
wähnt hören, freilich mit dem Einquartieren, daß derselbe nicht in  
Rangow verkehre, wie lange er auch bereits in Rosenow aus- und ein-  
ging — mit einer Beharrlichkeit, die gewisse Frau Jempin lächelnd  
hinzufügen, die eines besseren Erfolges würdig wäre.

Sollte die Beharrlichkeit schließlich doch getrübt sein? dachte  
Gerbard, — es würde für dich ohne alle Schmerzen nicht ab-  
gehen; aber es giebt auch heilsame, heilende Schmerzen, — das ist  
ein Trost.

Es mußte ein leidiger Trost sein. Gerbard wurde es immer  
trüber zu Sinn, je weiter er in das sonstige Revier kam, von welchem  
jeder Zoll breit der fleißigsten Gartenkunst gehörte. Blumen über-  
all, wohin das Auge blickte; ganze Wälder hochstämmiger Rosen,  
die freilich ihre schönste Zeit hinter sich hatten, während die der  
prunkenden Georginen, welche in endlosen Reihen Hunderte von  
Quadratrußen bedekten, eben gekommen war. Dann wieder Beete,  
ja selber voll Nelken, Levkojen, Nelken, veredeltem Nierpen,  
Pulsaminen, Duft- und Fierblumen, aller Art, von denen manche  
selbst Gerbard, ein wie großer Blumenliebhaber er auch von je ge-  
wesen, unbekannt waren. Und aus diesen Blumenwäldern und  
Feldern stiegen Wolken von süßlichem Witzgeist in die heisse stille  
Luft, die sich doch erwidert und leicht athmete — Dann dem reich-  
lichen Regen, welchen emsige Hände in den Morgenstunden auf sie  
herabgeschüttelt. Und in den düstigen Wolken wogten sich auf  
sammern Schwünge prächtige Falter, hier aber die theuerfrischen  
Blumen eben in ihrem Revier, wie vorhin über der sonnen-  
brannten Wiese die flatternden weihen Schmetterlinge einen feht  
unheimlichen Eindruck auf Gerbard gemacht hatten.  
„Es ist wahrlich sehr schön,“ murmelte er, „nur darf man nicht  
zuwört in so trübe Augen geblickt, so seltsame Reden vernommen

\*) Der bisher erschienene Theil dieses Romans wird den neu hinzu-  
treten den Abenteuern des „Berliner Tageblatt“ gegen Einfindung der  
Abonnenten-Kaufung gratis nachgeliefert durch die Expedition des  
Berliner Tageblatt.